



FRÉDÉRIC NOY

FOTO-TABLEAU

Der langsame Tod des Viktoriasees 4/5

Ritah ist eine der vielen Prostituierten am Viktoriasee. Der Tabak mit Kräutern, den sie raucht, soll Kunden anlocken. Frédéric Noy hat Ritah in Mwena fotografiert, einem Ort auf den Sesse-Inseln, die zu Uganda gehören. Der Vater ihrer drei Kinder hat die Familie verlassen, weshalb Ritah nun allein Geld verdienen muss. Ihre Kinder hütet die Tante; die Familie soll nichts von ihrer Arbeit wissen. Ritah reist von Hafun zu Hafun und bleibt dort jeweils für einige Monate. «Wenn es etwas zu tun gibt, kehre ich dorthin zurück, wo ich schon mal gearbeitet habe», sagt sie. «Meine Kolleginnen und ich rufen uns gegenseitig an und halten uns auf dem Laufenden.» Sexuelle Ausbeutung ist auch im Fischhandel weit verbreitet. «Jaboya» wird dieses System in Kenya genannt: «Sex for fish». Meist sind es Frauen, die als Händlerinnen arbeiten, und viele Fischer verlangen, dass sie eine «Freundschaft» mit ihnen eingehen, wenn sie gute, frische Ware haben wollen. Da der Fisch, der im See gefangen wird, knapp und begehrt ist, sind viele Frauen gezwungen, sich darauf einzulassen. Meist bleibt es nicht dabei: Später verlangen Busfahrer von den Frauen Sex, wenn diese mit den Fischen zum Markt fahren wollen, und dort können die Frauen ihre Ware auch nur dann weiterverkaufen, wenn sie einem Händler zu Diensten sind. Wegen der Prostitution ist Aids in der Region weit verbreitet. So liegen die vier kenyanischen Counties mit den höchsten HIV-Raten alle am Viktoriasee.

Corona und die Deutschen

Die Öffentlichkeit weidet sich an der Apokalypse

Gastkommentar
von MARKUS ZIENER

Als eine Berliner Tageszeitung jüngst ihren Lesern empfohlen hat, diese mögen in den durch Covid-19 erzwungenen Wochen des Müsiggangs doch zu Albert Camus' «Pest» oder zu Gabriel Garcia Marquez' «Die Liebe in Zeiten der Cholera» greifen, konnte man diesen Lektüretipp noch mit einem amüsierten Lächeln zur Kenntnis nehmen. Wer sich dann allerdings aus Langeweile oder Verdruss den sozialen Netzwerken widmete, dem verging die Heiterkeit schnell. Als klopfte bereits der schwarze Tod ganz heftig an unsere Türen, überschlugen sich dort Übertreibungen, Falschnarrichten und endzeitliche Vorahnungen. Bei aller berechtigten Besorgnis: Ergötzt sich hier gerade ein Volk am eingebildeten Untergang?

Natürlich ist die Corona-Pandemie sehr ernst zu nehmen. Sie kostet nicht nur Bequemlichkeit, Wirtschaftswachstum und Jobs. Sie kostet vor allem Menschenleben, wahrscheinlich sehr viele Menschenleben. Und natürlich muss jetzt getan werden, was notwendig ist. Ob es sich bei den getroffenen Massnahmen um Übertreibungen handelt, kann derzeit nicht beurteilt werden. Im Zweifel werden die Verantwortlichen lieber übervorsichtig sein, als ein Risiko einzugehen.

Gleichwohl fügt sich die dystopische Begleitung der Virus-Epidemie in ein Muster, das sich seit Jahren beobachten lässt. Die deutsche Öffentlichkeit weidet sich an der Apokalypse, übt sich an Kassandrarufern, am Prophezeien des gesellschaftlichen Niedergangs. Die Rechte sieht in der Einwanderung einen gross angelegten Plan zum Bevölkerungsaustausch am Werk, die Linke wittert an jeder Ecke die dunklen Mächte des ausbeuterischen Neokapitalismus. Die Kräfte der Vernunft und der politischen Mitte werden schwächer, ohne Ort und zerrissen zwischen den Extremen.

Begleitet wird dieser lange Abschied von der einstigen bundesrepublikanischen Gelassenheit ganz häufig mit dem Zynismus und Sarkasmus einer dauererregten Öffentlichkeit. Kein Politiker macht es gut genug, kein Behördenchef schnell genug, kein Unternehmenschef handelt verantwortlich genug. Wer nicht in Nanosekunden auf Ereignisse so reagiert, dass der Schwarm zufrieden ist, der hat verloren.

Vermittelt wird damit der Eindruck, dass Staat und Wirtschaft nicht in der Lage wären, den Problemen beizukommen. Die Virus-Epidemie ist dabei nur das jüngste Beispiel. Gleiches gilt für die Klimadebatte, bei der etwa der Automobilindustrie vorgeworfen wird, sie verschleife die E-

Mobilität. Ein Vorwurf, der sich bei näherer Betrachtung derart pauschal überhaupt nicht halten lässt. Ähnlich verhält es sich mit dem Thema der sozialen Ungleichheit. Seit Jahren wird beklagt, dass wir in einer Gesellschaft leben würden, die immer unfairer werde. Tatsächlich aber ist die ökonomische Ungleichheit nur dann gewachsen, wenn man die Vermögen in die Rechnung mit einbezieht. Betrachtet man jedoch die laufenden Einkommen, dann ist dieser Parameter in Deutschland seit rund fünfzehn Jahren stabil – und blieb auch nach der Einführung der Hartz-IV-Gesetze unverändert. Tatsächlich reduzieren Steuern sowie das Transfer- und Rentensystem in Deutschland die Ungleichheit der Einkommen mehr als in den meisten anderen europäischen Staaten.

Doch statt sich an den Fakten zu orientieren, ist es einfacher, sich von Gefühlen leiten zu lassen, den Status quo zu beklagen und stets andere für die eigene Situation verantwortlich zu machen. 75 Jahre nach Kriegsende herrscht eine Mentalität des Entitlement: Die Anspruchshaltung ist längst in den kaum noch widersprochenen Glauben übergegangen, unabhängig von der eigenen Lebensleistung Anrecht auf ein bestimmtes Leben zu haben. Der Blick zurück in eine Zeit, in der um das Überleben gerungen werden musste, ist verschwunden oder bestenfalls verblasst. Dankbarkeit und Demut als politische und gesellschaftliche Kategorien finden nicht mehr statt.

Tatsächlich leben die Deutschen in dem besten aller Staaten, die es hier je gegeben hat. Das beginnt bei der Achtung der Menschenrechte, geht über die Ordnung der Finanzen und reicht bis zum Gesundheitswesen. Unser Verfassungsgericht ist ein Hort der Stabilität, die moderate Verschuldung ein Segen, weil sie in Zeiten der Krise Spielräume ermöglicht, und die ärztliche Versorgung ein Grund, diese in der heutigen Zeit auch einmal zu loben. Gerade hier lohnt sich ein Blick zu unseren Nachbarn, die ihre Systeme vielfach kaputtgespart haben und jetzt darunter leiden.

Aber wie es scheint, mag die Politik ihre Bürger nicht einmal mehr an diese erfreulichen Tatsachen erinnern. Sie ist getrieben vom Krach auf den einschlägigen Kanälen. Sie ist gefangen in einem Tunnelblick. Sie schafft es nicht, einen Schritt zurückzutreten und die Dinge einzuordnen. Aus fehlendem Mut, mangelnder Einsicht oder Angst vor dem Schwarm. Damit aber befördert sie noch die dystopische Veranlagung ihrer Landsleute.

Markus Ziener lehrt an der Hochschule für Medien, Kommunikation und Wirtschaft in Berlin.

Denkpause im parasitären Kosmos

Wie die Viren sind auch wir nur Gäste der Erde

Gastkommentar
von MANFRED SCHNEIDER

In einem Büchlein mit Geschichten aus dem Leben seines kleinen Sohnes Martin erzählt der vergessene Schriftsteller Manfred Hausmann eine lehrreiche Episode. Nachdem der kleine Martin eine lebensgefährliche Krankheit überstanden hat, spricht der Vater über die Sorgen und Ängste der Eltern, als es während seiner Krankheit zur Krise kam. «Was ist denn die Krise?», fragt Martin. «Das ist der Zeitpunkt, an dem sich's entscheidet, ob der Patient am Leben bleibt oder ob er stirbt.» Darauf Martin: «Und wie hat sich's bei mir entschieden?»

Es ist unsere Frage. Denn in den kommenden Wochen und Monaten wird es darum gehen: Was wird sich am Ende dieser epidemischen Krise, deren Patienten wir sind, einmal entschieden haben? Werden wir diese Katastrophe intellektuell und moralisch überlebt haben? Werden wir die Denkpause, die uns der Stillstand des Lebens gegenwärtig aufnötigt, genutzt haben?

Es gibt einige Anzeichen dafür. Denn der Gesprächston in unserer Gesellschaft, in der Politik, in seriösen Medien, im Familien- und Kollegenkreis hat sich deutlich verändert. Das ist ein Effekt der Netzzeiten, wo plötzlich wieder urmenschliche Züge wie Solidarität, Hilfsbereitschaft und Klugheit sichtbar werden. Zugleich zeigt sich, dass Feindseligkeit, Hass, Verachtung, Spaltung, die Ego-Szenen, die den politischen Diskurs in den letzten Jahren bestimmt haben, ein reines Luxusphänomen sind. Die Verachtung kultivierter Umgangsformen muss man sich leisten können!

Es gehört zur ältesten historischen Erfahrung, dass Menschengesellschaften durch Krisen gehen müssen, um zum Sinn und Grund ihres Zusammenlebens zurückzufinden. Der Philosoph Thomas Hobbes hat vor bald 400 Jahren in seinem staatsrechtlichen Werk «Leviathan» erklärt, warum Menschen sich in Gesellschaften zusammenschliessen: Es ist die Angst vor dem Tod. Aber wenn sie sich in Sicherheit und Sorglosigkeit wähen, gerät das in Vergessenheit, und die Folge sind törichte Streitigkeiten. Daher waren viele Philosophen wie etwa Immanuel Kant der Ansicht, dass Kriege und Katastrophen notwendige Übel sind, damit Völker und die Gesellschaft zu ihren Elementarfragen zurückfinden. Lernen ist ein schmerzhafter Vorgang.

Irgendwann wird unser Organismus Resistenzen gegen das virale Übel gebildet haben. Aber werden wir auch intellektuelle Resistenzen gegen unsere eigene Torheit und Sorglosigkeit entwickelt

haben? Die natürliche und geistige Welt ist parasitär angelegt. Parasitär leben nicht nur Mikroorganismen, Bandwürmer, Pilze, Mäuse oder Raubmöhnen. Parasitär leben wir alle. Wie der Philosoph Michel Serres in seinem grossartigen Buch «Le Parasite» gezeigt hat, sind in der menschlichen Welt nicht allein Schwarzfahrer, Migranten, Milliardäre oder Diebe Parasiten, sondern wir alle. Wir sind alle Gäste der Welt und leben alle von dem, was andere erzeugen. Moralisch gesehen, ist die Menschheit nicht besser als das Coronavirus, das uns gegenwärtig heimsucht.

Es gibt daher auch intellektuelle Parasiten. Torheit, ideologische Verblendung, Unbelehrbarkeit sind wie Viren unerwünschte Gäste, die sich unbemerkt, schmerzlos, aber wirkungsvoll in den Köpfen einnisten. Nicht zufällig hat sich das Bild des Virus für medial verbreiteten Unsinn ausbreitet. Während die bakteriellen und viralen Parasiten den organischen Komfort ihrer Wirte für ihr eigenes Leben und Vermehren nutzen, bedienen sich Dummheit und Sorglosigkeit parasitär der Sprache und der Medien, indem sie Vernunft simulieren.

Die maximale Torheit, die gegenwärtig die Köpfe prominenter Luxuspolitiker und ihrer verblendeten Anhänger bespielt, ist die Verachtung der Wissenschaft. Es wurde nicht zum ersten Mal sichtbar an den allerdümmsten Äusserungen des amerikanischen Präsidenten in den Anfängen der Corona-Krise. Die Folgen dieser Verachtung sind in rechten Politikströmungen in aller Welt zu beobachten: die Leugnung oder Verharmlosung des Klimawandels. Es gibt dumme und schlaue Parasiten. Die schlauen schonen den Wirt, den sie bewohnen. Als Parasit, der sich die Erde mit vielen lebendigen Wesen teilt, wäre die Menschheit gut beraten, die Zerstörung der gemeinsamen wirtlichen Erde einzustellen. Indessen soll sie die zerstörerischen Parasiten bekämpfen: das mörderische Coronavirus, aber auch die mörderische Torheit. Das biblische Wort, das die Menschen auffordert, sich die Erde untertan zu machen, sollte neu übersetzt werden: Macht euch zu guten Gästen der Erde.

Der kleine Martin wird wie alle Kinder immer wieder hören wollen, wie es sich in seiner Krise entschieden hat. Das Wiederholungsverlangen der Kinder, das Eltern verrückt machen kann, ist aber der Modus des Lernens. Wie viele Wiederholungen von Katastrophen benötigen wir, bis die Warnungen der Wissenschaft in unseren Köpfen gastliche Aufnahme gefunden haben werden?

Manfred Schneider ist emeritierter Professor für deutsche Literaturwissenschaft an der Ruhr-Universität Bochum.